



Nr. 17.

Prag, den 5. September 1913.

XIV. Jahrg.

Judäa.

Du warst ein wunderschönes Weib,
Judäa auf der Väter Thron,
Da Purpur dir umhüllt den Leib,
Nationen dir gezinst den Frohn.

Da dir das schwarze Lockenhaar
Ein blitzend Diadem umwand,
Da noch dein Auge mild und klar
Und weiß wie Karmels Schnee die Hand.

Da stolze Heere du begrüßt
Und reiche Schiffe du bemannt,
Das Land, drin Milch und Honig fließt,
Dein schönes Erbteil du genannt.

Da noch erstrahlt des Tempels Bier,
Den du Gott Bebaath geweiht,
Da noch das stolze Siegespanier
Von Salems Binnen wehte weit.

Da noch im weißen Byssuskleid.
Der Hohepriester sich gezeigt,
Vor dem das Volk von weit und breit
In Ehrfurcht hat sein Knie gebeugt.

Da Salem, aller Städte Glanz,
Noch Bions Veste kühn vertraut,
Und aus der Bedern grünem Kranz
Vom Libanon herabgeschaut.

Berissen ist dein Purpurkleid,
Verwaist ist deiner Väter Thron,
Du selbst bist eine arme Maid,
Den Völkern rings zu Spott und Hohn.

Entfesselt ist dein schwarzes Haar,
Ein Spiel der Lüfte um dich her,
Dein Aug' ist nicht mehr mild und klar,
Die weiße Hand so rauh und schwer.

Du schaust vergebens rings umher,
Dein Tempel ach! er liegt zerstört,
Dein Salem ist so öd und leer,
Dein Priestertum hat aufgehört.

Doch trau, Judäa, nur dem Herrn,
Der einst dir gab sein heil'ges Wort,
Das deiner Hoffnung lichter Stern,
Das deines Glaubens schönster Hort.

Nur stolz und kühn emporgeschaut!
Nicht bange dir vor Sturm und Drang,
Das Haus, das du auf Gott gebaut,
Ist nicht geweiht dem Untergang.

Ludwig Wühl.



Elul-Klänge.

Es weint der Wind auf den Zweigen sein Leid,
Es fallen die Blätter, es hüllt sie der Staub . . .
Um mich ist Wald. Mein Weg ist weit
Und voll von verwelktem Laub . . .

Morris Rosenfeld.

Immer rauher werden die grauenenden Morgen und durch den vollgedichteten Nebel leuchten spukhaft die noch brennenden Straßenlaternen hervor, wie aus einem schneeigen, unbegrenzten Rahmen.

Noch schläft die Stadt und die Kinder in ihren weißen Bettchen lassen aufgeschreckt unverständliche Worte und bergen ihre Köpfe vor dem aufbrechenden Licht.

Doch wir mußten aufstehen. Ich sehe das ernste, von einem grauen Bart umrahmte Gesicht des Vaters dicht an meinem Lager und höre seine wohlklingende Stimme, wie sie mich mit allen Rosenamen aus dem Schlafe ruft. Wir mußten ins Bethaus gehen, denn der Elulmond war gekommen und mit ihm: die ersten Tage, angekündigt von den ersten Schofar Klängen.

Die leeren Gassen hallten von unseren Schritten; stumm gingen wir nebeneinander und mein älterer Bruder und ich, wir trauten uns nicht, die ernste Stille aufzubrechen. Nur zuweilen begegneten wir schwarzen Judengesichtern in langen, düsteren Gewändern, den Priestern so ähnlich, die in die „große Schule“ eilten.

Oft mußte ich an den Patriarchen denken, der auch im Morgenrauschen mit seinen beiden Söhnen den ersten Weg ging zu dem heiligsten der Berge. Laut sagte ich mir dann, daß auch ich so stark wie Isak sein wollte, wenn mich Gott zum Opfer ausersehen würde; so mächtig wirkten auf mich die Elul-Klänge des Schofar!

Und in der Tat, eindrucksvoller sind die Schofar Klänge in den frühen, schlichten Elulstunden, denn um Neujahr mit seinem Festgepräge. In Halbdunkel ist das Bethaus gehüllt, nur dünn besät sind die

langen Bänke mit andächtigen Vetern und deren Schatten huschen so heimnisvoll an den verwitterten Wänden, an den Bänken vorüber und verlieren sich mäßig ganz.

Die Schofar Klänge im Elul sind kurz und abgerissen, wie ein verzweifelter Hilferuf im Felsengemäuer, der sich einer vereinsamten Brust urspöchlich entringt, das Jammern eines tief bedrückten Einsiedlers in der Nachstille, das Aufschluchzen aus den Tiefen eines mächtig erregten Gemüts. Die Elulschofar Klänge sind die letzten nachbebenden Seufzer der jüdischen Volksseele, die ihre „Schlochim“, ihren Trauermont noch nicht beschlossen hat. Aber auch eine große, jahrtausendalte Sehnsucht nach Befreiung, nach lichter Höhe zittert mit in den Klängen des Widderhorns im Elul.

Das Widderhorn ist der Hirten bester Freund, der ihn hinaufbegleitet auf die hohe Alpe; hier droben, dem heimatischen Herde weit entrückt, singt der Hirte den kalten Felsen sein Leid und sein Bangen.

So spielt auch das alte Hirten-Juden-volk in schwindelnder einsamer Höhe der eisigen Umwelt auf dem Schofar sein Leid und seine Sehnsucht. Es spielt und spielt dies Lied seit vieltausend Jahren und noch ist das Judenherz so voll, so übergelb und klingt und singt im Elul-morgenrauschen.

Wißt Ihr, wann der Elul zu uns kommt, der diese brennende Sehnsucht wird für immer stillen? Nur dann, wenn jedes Judenkind so stark sein wird im Glauben und in Volkstreue, daß es, dem Isak gleich, vermögen wird, sich selbst als Opfer darzubringen, wenn der Schofar ruft.

Abraham Bed.

Kindliche Dankbarkeit.

Von Ludwig Schloß, Kimeszombat (Ungarn).

Kürzlich veröffentlichte der ungarische Justizminister, Eugen Balogh, ein Schreiben, in welchem er sich mit herzlichen Worten und Begeisterung seines jüdischen Lehrers erinnert, der ihn in die elementaren Wissenschaften einführte. Da ich hoffe, daß die Menzierung auch meine lieben Jungen interessieren dürfte, führe ich wenigstens die Hauptgedanken derselben hier an:

„Mein Lehrer! Meine Seele fliegt zurück . . . Obwohl ich auf einen Zeitraum von mehr als vier Jahrzehnte zurückdenken muß, steht das Bild dennoch so lebhaft vor meinen Augen, als wäre es dieser Tage geschehen.

In der kleinen Ortschaft des Veszpremer Komitats, im elterlichen Hause, harzte ein blasser, fast kränklich aussehender Knabe mit Aufregung des Anfangs seiner ersten Lektion. Als bald erschien mit freundlichem, heiterem Gesichte und mit herzlicher Begrüßung der ehrsame Lehrer der Devezserer israelitischen Volksschule.

Jene schönen guten Zeiten haben ein friedliches Zusammenwirken unter den verschiedenen Konfessionen ermöglicht. Soweit mein Gedächtnis reicht, bekannten die Mitglieder meiner Familie beiderseits die reformierte Religion. Und doch, als der frühreife, fortwährend Buchstaben studierende kleine Sohn das Schulalter erreichte, fiel die Wahl meiner Eltern auf den bejahrten israelitischen Lehrer der Ortschaft, da er unter den Uebrigen der kleinen Provinzstadt der erfahrendste gewesen und im Rufe eines tüchtigen Volksbildners stand. Und er hat den Erwartungen meiner Eltern glänzend entsprochen.

Ungefähr vier Jahre lernte ich alles von ihm. Nur die reformierte Glaubenslehre und die Gebete lehrten mich meine lieben Eltern und die lateinische Sprache mein Vater, da mein erster Lehrer in diesem Fache nur wenig bewandert war.

Auch heute noch denke ich mit wahrer Dankbarkeit an jene erzieherischen Einwirkungen, die ich während dieser Jahre im Kreise meiner Eltern in den Abendstunden unter der Lektion von meinem Lehrer empfing. Welch Pflichtbewußtsein, aufrichtige Berufs- und Arbeitsliebe in diesem schon ältlichen Herrn innewohnte, auch unter dem Drucke der Sorgen und Leiden, denen er ständig ausgesetzt war.

Da ich die Schwierigkeiten kenne, mit welchen er und seine zahlreiche Familie zu kämpfen hatten, denke ich mit innerer Nührung daran, daß ich von ihm (ausgenommen einer flüchtigen Bemerkung, deren Sinn das gewesen, daß er für die Selbstbildung kaum etwas zu opfern vermag) über seine ungünstige materielle Lage nie eine Klage vernahm.

Behufs meiner weiteren Ausbildung siedelten meine guten Eltern in eine größere Stadt, und von dort konnte ich nur brieflich mit meinem ersten Lehrer verkehren.

Zwei Jahrzehnte nach unserer Trennung erhielt ich ein Schreiben von meinem lieben Schönberger, so hieß nämlich mein erster Lehrer, in dem er seine mißliche Lage mir aufrichtig offenbarte. Mehrere Mitglieder seiner Familie, so auch sein braver Sohn, der schon fertiger Advokat war, den er mit großen Entbehrungen studieren ließ und von dem er hoffte, daß er im Greisenalter seine Stütze sein werde, sind mittlerweile gestorben. Alleinstehend, krank und kämpfend mit Not, fristete er sein freudenloses Leben, denn die spärliche Pension, die ihm zuteil ward, reichte kaum zur Heilung seiner Krankheit.

Viele in Budapest werden sich wohl erinnern können, daß ich damals im Interesse meines ersten Lehrers bei mehreren wohlthätigen Vereinen vorsprach, leider mit geringem Erfolg.

Ich erfüllte also bloß eine Pflicht, als ich mich entschloß, soweit es damals

mein bescheidenes Einkommen erlaubte (ich war damals Ministerial-Sekretär), ihm eine ständige Unterstützung zu senden. Am ersten jeden Monats, sobald ich mein Gehalt erhielt, sandte ich sofort mittels Postanweisung einen bestimmten Betrag an seine Adresse und fügte die Nummerung hinzu, daß ein wohlthätiger Verein ihm diese Summe zukommen lasse. Nach einigen Tagen ist das mit zitternden Händen und mit ungeübten großen Buch-

staben geschriebene Dankschreiben angekommen.

Gott sieht in meine Seele, daß ich dieses Geheimnis nicht aus Ruhmsucht entdeckte, sondern durchdrungen von dem sehnlichsten Wunsche, es möchten zwischen Lehrer und Schüler sehr viele solcher Herzensbündnisse geschaffen werden.

Gesegnet sei das edle Andenken meines ersten Lehrers!"



Serien.

Erzählung von Josef Hart.

(Fortsetzung.)

III. Beim Sternfranzl.

In seinem Turmzimmerchen saß Franzl Stern und blickte nachdenklich zum Fenster hinaus. Es regnete in Strömen und der graue Himmel verhieß nichts anderes als Regen, Regen für heute, morgen, übermorgen.

Franzl seufzte aus tiefster Brust. Wo blieben da seine Spaziergänge in Wald und Feld, seine Streifzüge mit dem Vater oder die Besuche mit Mama? Jetzt mußte er zuhause hocken und durchs Fenster schauen und niemand war da, der Franzls Einsamkeit teilen würde, niemand. Alle seine Bücher hatte er schon ausgelesen, alle leeren Schulhefte vollgeschrieben und bemalt, seine beiden Taschenmesser schartig gemacht beim Kunstschneiden und den photographischen Apparat noch vor beendigter Herstellung einer Dunkelkammer hoffnungslos zerbrochen. Es freute ihn schon gar nichts mehr. Selbst die alte geheimnisvolle Truhe mit Urgroßvaters Hausrat lockte ihn nicht, wenn er allein ihre Schätze heben sollte und niemand da war, der sich mit ihm darüber freuen würde.

Franzl dachte an seinen Freund Bob und seufzte wieder. Er fehlte ihm überall; alltäglich erinnerte er sich an ihn; man gewöhnt sich bald an einander in der

Fremde. Aber Bob war kein guter Freund, nein, sicher nicht, sonst hätte er seinen Sternfranzl nicht umsonst bitten lassen, sonst wäre er mitgekommen und das Turmzimmerchen hätte zwei Einwohner statt des einen . . .

Franzls halbblaut geführter Gedankengang wurde plötzlich inmitten des Wortes abgebrochen, er selbst stand weit vorgebeugt und spähte den Weg entlang, der an der Gartenmauer vorbeiführte. Dort war vor einem Augenblick eine vorwärts strebende Gestalt sichtbar geworden und diese Gestalt kam Franzl so bekannt vor, aber so bekannt . . . Und wie sie jetzt um die Ecke biegen wollte und sich suchend umsah, . . . da gab es für Franzl kein Halten mehr. Jetzt fragte er nicht nach Regen und Wind. So wie er war, im dünnen Rock und barhaupt lief er herunter und über die schlammigen Gartenwege und als er zu spät darauf kam, daß er keinen Schlüssel zur Gartenpforte hatte, kletterte er kurz entschlossen über die Mauer. Unten angelangt, konnte er es sich vorerst nicht versagen, einen lauten, hallenden Jubelschrei auszustößen, um dann auf die mehr verregnete als überraschte Gestalt zuzustürzen, die ihm eben entgegen kam.

„O, Bob, grad hab' ich an dich ge-

dacht! O, wie ich mich freue! Daß du doch endlich gekommen bist, nein, das vergeß' ich dir niemals! Bob, Bobby, wie schön soll es nun werden . . .“.

Franzl hätte wohl noch eine ganze Weile in dieser Tonart weiter geredet. Aber Bob befreite sich halb gerührt, halb ungeduldig aus des Kleinen wilder Umarmung.

„Du bist halt immer der gleiche Hixkopf, Sternfranzl. Merkst du denn nicht, wie naß ich bin? Ich hab mir freilich nicht das schönste Wetter ausgesucht zu diesem Besuche. Seit heute früh bin ich auf der Reise und nun in dem Regen der lange Weg vom Bahnhof bis hierher . . .“.

Da bekam Franzl einen schrecklichen Born auf sich selbst, schalt sich tüchtig aus und zog den nassen Freund in Eile schritt dem Hause zu.

„Gleich bist du unter Dach und Fach“, tröstete er unterwegs, während Bob durch den Regenschleier seine Augen über die Umgebung wandern ließ. Schön war es hier trotz der grauen Stimmung. Alles atmete Frieden und Ruhe, als wollte die Natur ihm sagen: „Komm zu mir, du armer Junge, ich will dir Vater und Mutter sein!“

Als sie über den riesigen Hof gingen, wohin die Scheunen und Ställe mündeten, begann Franzl zu singen: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'ist du nit . . .“

Da öffnete sich eine Tür in dem Lattenzaun, der zu dem kleineren Hühnerhof führte und eine helle, lachende Stimme rief:

„Franzl, was hast du denn, du machst mir ja meine Hühner rebellisch!“ Und ein junger Frauenkopf mit dunkler Flechtenkrone hielt Ausschau nach dem Sänger. Franzl aber lief auf die Sprecherin zu, den Freund unnachlässig nach sich ziehend und rief wohl an die zwanzigmal in seiner kindischen Freude nichts anderes als: „Mutterchen, Mutterchen, hier bring' ich dir den Bob . . .“

Also, das ist Franzls Mutter, dachte

Bob, diese lachende, junge Frau, die man ruhig für seine Schwester halten könnte. Und das ist also Bob, dachte Sternfranzls Mutter, dieser blasse Junge mit den ernstesten, weiten Augen; eigentlich hatte sie sich Franzls Freund, den Helden aller geheimen Schulverschwörungen, auch anders gedacht.

Laut aber sagte sie, dem Ankömmling die Hand entgegenstreckend:

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Bob. Ich habe ganz bestimmt mit Ihrem Kommen gerechnet und habe mich schon darauf gefreut. Franzl erzählt ja Wunderdinge von Ihnen, . . . aber kommt Kinder, wir können uns allesamt eine Erkältung holen . . . Schnell ins Haus!“ Frau Stern eilte voraus und die Beiden folgten ihr, Franzl triumphierend über den gegenseitigen günstigen Eindruck, Bob noch ein wenig benommen von der ursprünglichen Herzlichkeit, die ihm, dem so wenig Verwöhnten, vollständig fremd und neu war. Trotz der Eile fand aber Franzl noch immer Zeit, den Hühnerjungen und Stallburschen par distance den Freund vorzustellen. „Das ist der Bob, von dem ich immer erzählt hab!“ rief er bald nach rechts, bald nach links, seine beiden Hände als Schalltrichter benützend und erklärte dann dem auf diese Art Vorgestellten mit einem gutgemeinten Rippenstoß, daß er anscheinend bei den Güter- und Stalljungen Gefallen erweckt habe, was nicht immer geschehe und deshalb sehr schmeichhaft sei.

In der nächsten halben Stunde war Franzls Turmzimmerchen nicht wieder zu erkennen. Ueber die Stuhllehnen und am Fensterbrett lagen Bobs Kleider zum Trocknen umher. Er selbst stak in den ihm viel zu kurzen Hosen des kleinen Sternfranzl und trachtete eben mit dessen Hilfe in einen mit ähnlichen begrenzten Raumverhältnissen ausgestatteten Klotz des Freundes hineinzuschlüpfen.

„Nun sag' einmal, Bob, warum hast du so lang auf dich warten lassen?“ fragte Franzl und atmete erleichtert auf,

denn der Noß saß endlich fest und prall auf Bobs Schultern.

Da verdüsterte sich des letzteren Gesichtsausdruck: „Ach, Franzl, das ist eine traurige Geschichte . . . Ich wäre ja noch nicht gekommen,“ setzte er aufrichtig hinzu, „wenn nicht . . .“ aber da unterbrach ihn Sternfranzl:

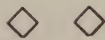
„Nein, jetzt will ich nichts hören. Zuerst gehen wir meinen Papa kennen lernen und Kaffee trinken. Das übrige hat Zeit, wir haben ja noch fünf Wochen Ferien.“

Herr Stern, ein blondbärtiger Riese

mit gütigen Augen, begrüßte den Gast ebenso herzlich, wie dies vorhin Franzls Mutter getan hat.

Bobs anfängliche Schweigsamkeit war bald besiegt. Er war nicht mehr der trozig-verbitterte Junge aus dem Hause des Vormund und nicht mehr der blass und ein wenig verschüchterte Ankömmling. Seine Wangen hatten sich gerötet, seine lebhaften Augen blitzten und jede Miene seines Gesichtes verriet, daß er sich in dem freundlichen Kreise heimisch zu fühlen begann.

(Fortsetzung folgt.)

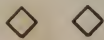


Haifa.



Das Krankenhaus in Haifa.

Die Stadt besitzt einen guten Hafen und ist die Endstation einer Bahn, die von Damaskus kommend, den Tiberiassee berührt und über Beisan nach Haifa geht. Dieser Schienenweg ist für den Export der Landesprodukte Nordpalästinas von großer Wichtigkeit. In Haifa wird jetzt eine große technische Hochschule errichtet, die zur Heranbildung jüdischer Techniker dienen soll. Auf die Juden dürften hier von der Gesamtbevölkerung, die etwas über 20.000 Seelen beträgt, mehr als 10 Prozent entfallen. In dem Krankenhaus, dessen Abbildung wir nebenstehend bringen, üben den Dienst jüdische Krankenpflegerinnen aus.



Zum elften Zionistenkongreß in Wien.

Wenn die Söhne anderer Völker oder Nationen sich zur gemeinsamen Beratung von Zeit zu Zeit versammeln, so ist es etwas, was niemanden auffällt und allüberall als in der Natur der Dinge gelegen empfunden wird.

Nicht gleich liegt der Fall bei uns Juden; es staunen die Völker, die große Öffentlichkeit und sogar ein Teil des jüdischen Volkes selbst darüber, daß Juden aus allen Weltgegenden nun bereits zum elften Male sich zur gemeinsamen Beratung zusammenfinden. Nichts Ähnliches kann in der Weltgeschichte diesen Versammlungen an die Seite gestellt werden. Die in alle Weltgegenden zerstreuten Juden entsenden ihre gewählten Vertreter zu den Tagungen dieser Kongresse, die sich im Laufe der Jahre zu tatsächlichen Parlamenten ausgestaltet haben.

Ein solches Parlament hat nun seit dem 2. September seinen Sitz in Wien. Und die Blicke aller Juden der Erde sind nach diesem Punkte gerichtet. Hier hat für eine kurze Woche die ganze Judenheit ihre Zentrale. Hier wird mit Begeisterung, nicht minder aber auch mit nüchternem Verstande, mit kluger Berechnung und ungebrochener Zuversicht über die Zukunft des jüdischen Volkes beraten. Es werden hier Beschlüsse gefaßt, die von den jahrtausend alten Hoffnungen beeinflusst und eingegeben sein werden. Und selbst die größten Zweifler von gestern und ehedem müssen daran glauben, daß aus der Mitte dieser Männer Heil ersprießen wird für das hartgeprüfte Israel. Denn es legt selbst Hand an die Bildung

seines Schicksals an und das ist eine feste Bürgschaft für das Gelingen.

Nicht für die allein, die im Golus alt und grau geworden, sind diese von dem großen und allzufrüh verstorbenen Dr. Theodor Herzl begründeten Kongresse von so hoher Bedeutung, nein! ihre ganze Größe wird erst die Zukunft, unsere Jugend, unsere Kinder, voll würdigen können. Sie, die Jungen, werden mit Gottes gütigem Beistand auch die Früchte dieser harten, aber gewiß lohnenden Arbeit genießen.

Die Gemeinde Israel, die jetzt an den Ufern der Donau versammelt ist, hat der Welt den Beweis zu erbringen, daß das jüdische Volk nicht allein leben will, sondern daß es daran geht, sich eine Heimat im Schweiße seines Angesichtes zu schaffen. Und wer wollte es ihm verargen, daß es sich eine Stelle unter den Völkern der Erde zu erobern anschickt, zumal es eine solche vor vielen Jahrhunderten in vollem Maße besaß. Und wenn es jenem trauten Winkel der Erde vor allen, selbst den schönsten Fluren den Vorzug gibt, weil es dort an den Gestaden des Meeres seine glorreiche Geschichte gelebt und gelitten hat, wer wollte es ihm wehren?

Und so möge der Allgütige im Himmel seinen Segen verleihen dem Mühen der Männer, die sich versammelt haben, um Judas Stamm zur neuen herrlichen Blüte zu verhelfen, um ihn wieder fähig zu machen, Früchte zu tragen, an denen sich nicht nur das eigene Volk, sondern alle Nationen der Erde laben und sättigen, wie einst in den Tagen der Vorzeit.

Ben Jehada Halevi.



Perlen aus dem Talmud.

In der Nähe von Jerusalem wohnte ein begüterter Mann, Hyrkanoz, der mehrere Söhne hatte. Einer von ihnen,

Elieser, wurde von seinem Vater mit besonderer Strenge behandelt, da er sich nicht gerne mit den Arbeiten des Land-

mannes zu beschäftigen schien, sondern ganz anderen Neigungen zugetan war — wissenschaftlichen Bestrebungen und dem Studium des Gotteswortes. Doch je fleißiger Elieser studierte, desto strenger und härter wurde der Vater, bis endlich das Joch schier unerträglich ward und Elieser aus dem väterlichen Hause entfloh. Er wandte sich nach Jerusalem, wo er ein fleißiger Schüler Rabbi Jochanan ben Sakkais wurde. Unter den größten Entbehrungen — es mangelte ihm oft die notwendigste Nahrung — widmete er sich ganz dem Studium, bis sein großer Lehrer auf ihn aufmerksam wurde und ihn der drückendsten Sorgen enthob. Da kam eines Tages der alte Hyrkanos voller Zorn zu Rabbi Jochanan. Er erzählte ihm: ich habe einen Sohn, einen ungeratenen Sohn, der das Vaterhaus verlassen hat und sich arbeitscheu irgendwo in der Welt herumtreibt und mir und meinen anderen Söhnen alle Arbeit überläßt. Ich möchte ihn enterben — gestatte es mir, obwohl nach Recht und Gesetz ich es eigentlich nicht darf. — Wie heißt du und wie heißt dein Sohn?

fragte ihn Rabbi Jochanan. Und als er geantwortet, sagte er ihm: Komme morgen um diese Stunde wieder — ich will die Sache reiflich überlegen. Und als Hyrkanos am nächsten Tage wiederkam, da sah er zu seinem Erstaunen alle Gelehrten Jerusalems um Rabbi Jochanan versammelt und unter ihnen auch seinen Sohn, den verschollen geglaubten. Ein Ehrenplatz neben Rabbi Jochanan war für Hyrkanos freigehalten und dem schlichten einfachen Landmanne war es gar eigentümlich zu Mute in dieser Gesellschaft. Da erhob sich Rabbi Jochanan und stellte an Elieser Fragen, die dieser sofort und in schlagender Weise beantwortete und jede Antwort war von Rabbi Jochanan mit den Worten belobt: Mein Lehrer Elieser! Du hast mich die Wahrheit gelehrt! Tiefgerührt von diesen Ehrungen, die seinem Sohne zuteil wurde, ließ Hyrkanos ab, Elieser zu enterben — im Gegenteil, er beschenkte ihn reichlich. — So hatte Rabbi Jochanan Frieden gestiftet im Hause Hyrkanos und zugleich seinen geliebten Schüler der Wissenschaft erhalten.

Glaub' mir, es wird sich immer lohnen,
Kannst du in Meisters Nähe wohnen.

*

Wer fünf Jahre lernte und noch nichts gelernt hat,
Klag' nicht den Meister an, der ihn entfernt hat.

*

R. Chanina pflegte zu sagen: Vieles habe ich von meinen Lehrern gelernt,
mehr noch von meinen Studiengenossen, am meisten aber von meinen Schülern.

(Taanith 7 a)

*

Meine Lehrer haben mich belehrt, mit Genossen habe ich verkehrt;
Doch habe das Meiste ich gewonnen, als lehrend zu lernen ich begonnen.

(Taanith 7 a)

*

Sieh' nicht auf die Schale, sondern auf den Kern; nicht auf den Buchstaben,
sondern auf den Geist der Lehre; nicht auf äußerliche Lebensformen, sondern auf
den sittlichen und geistigen Inhalt des Lebens.

(Chagiga 16 b)

*

Niemand hält sich selbst für schuldig.

*

Hebe du die Nahrung hast genommen, laß zum Tier die Nahrung kommen.

(Berachoth 40 a)

Die Thür, von der man den Armen verjagt, bleibt für den Arzt offen.

Es ist verboten, irgend einen Menschen, wäre es auch ein Heide, zu täuschen.

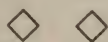
Wähle dir ein Kapital,
Leg' es an nach freier Wahl.
Die Zinsen du schon hier genieße,
Den wahren Lohn erst im Paradiese.
Vater, Mutter sollst du ehren,
Und mit Lehren traut verkehren.
Edle Wohlthat sollst du üben,
Verte Gäste sollst du lieben.

Bete mit Gefühl und denke,
Zu Kranken deine Schritte lenke.
Lieb' den Frieden hold und traut,
Statte aus die arme Braut.

Lebende und Tote ehre —
Dies befiehlt die heil'ge Lehre.
Doch alles wiegt die Lehre auf,
Wenn heilig ist dein Lebenslauf.

(Sabbath 127 a und Pea 1.)

Oßias Deutsch, Privatlehrer in Wizniz. (Bukowina.)



Grabstein des Maharem Nisch auf dem alten Friedhofe zu Eisenstadt.



Von diesem hervorragenden Mann erzählt M. Markbreiter in seiner Geschichte der jüdischen Gemeinde Eisenstadt wie folgt:

Nabbi Meir, geboren 1670, kam aus Polen. An einem Freitag, dem letzten Tage des Monats Kislew im Jahre 1718, folgte Mram Nisch dem ehrenvollen Rufe der Gemeinde Eisenstadt, wo er wohl mit eisernem Szepter, aber segensreich wie kein zweiter, 26 Jahre wirkte.

Unbeugsamkeit des sich selbstbewußten Charakters, eine seltene Auffassung der Verhältnisse, unerbittliche Strenge gegen noch so kleine Verbrechen, unverföhnlicher Haß gegen solche, denen irgend eine alt-hergebrachte, jüdische Sitte nicht heilig war, Tatkraft und Ausdauer in allen seinen Unternehmungen sind die Hauptzüge dieses berühmten und ungewöhnlichen Mannes. Bei all dem begleitete seine Taten eine warme, tiefe Empfindung,

ein wohlthuendes, so echtjüdisches Gefühl, ein menschenfreundliches Herz. Und dies ist, was unsere großen Alten charakterisiert, daß sie nämlich dort, wo es die Lehre befiehlt, unerbittlich streng, wo aber nicht, mild und sanft wie die Tauben waren.

Gleich in den ersten Jahren seines Rabbinate hat Mram Nsch der Gemeinde großes Selbstbewußtsein ihrer moralischen Größe und Kraft eingeflößt, so daß jeder stolz darauf war, er sei ein Eisenstädter „Kille“-Mann, daß ferner viele, wenn sie ihren Wohnsitz in Eisenstadt aufgaben, dennoch Mitglieder der Gemeinde blieben.

Welchen Ruf und welches Ansehen der berühmte Mann genoß, geht daraus hervor, daß jüdische Gemeinden oft in weiter Ferne, in verschiedenen Streitfragen auf religiösen oder weltlichem Gebiete Entscheidungen sich von ihm erbaten.

Für die besondere Verehrung des Rabbi spricht auch der noch bestehende Brauch, daß in Fällen, wo der Gemeinde durch Epidemien oder Elementarereignisse Gefahr droht, seine Grabstelle, welche 4 Ellen im Umkreise frei von jedem anderen Grabe blieb, von Betenden umgeben ist; diese Huldigung weist dem Geiste des Toten die Stelle eines Fürsprechers, eines „Stadlans“ bei dem Ewigen, Allgütigen und Allbarmerherzigen.

Aus den Aufzeichnungen des schwarzen Buches der Gemeinde Eisenstadt ergibt sich, es fehlen nämlich von 1723—1725 auf den diversen Gemeinderechnungen und Quittungen des Rabbi Unterschrift und steht an deren Stelle die seines Sohnes Isac, daß der Rabbi während dieser Zeit von Eisenstadt abwesend war.

Es hatte sich nämlich folgendes Ereignis zugetragen:

In einer Nacht von Donnerstag und Freitag kam eine Diebeshande zum Rabbi und eröffnete ihm, daß sie im fürstlich Esterhazy'schen Schlosse einen großen Diebstahl vollzogen hätte, ohne über die Verteilung der Beute sich einigen zu können. Da auch ein Jude unter ihnen war, beschloßen sie alle auf dessen Rat

zum Rabbiner zu gehen, um seinen Schiedspruch anzurufen. Sie fügten ihrem Anliegen die Drohung bei, daß sie, im Falle er sich weigern sollte, entschlossen seien, ihn sofort umzubringen. Durch seine Geistesgegenwart und seine Klugheit machte er es den Dieben begreiflich, daß ihm seine Religion einen derartigen Schiedspruch zu fällen verbiete; der beste Ausgleich wäre, daß sie die gestohlenen Schätze dem Eigentümer wieder zustellten. Seine Sprache übte auf die Diebe eine wunderbare Wirkung aus und sie erklärten ihm nichts anzutun, wenn er ihnen das Versprechen gäbe, sie nicht zu denunzieren. Dieses gab er ihnen und sie verließen ihn.

Der Rabbi fühlte sich in seinem Gewissen durch das Versprechen, die Diebe nicht anzuzeigen, bedrückt, und fürchtete, daß er möglicherweise gefragt werden könnte, ob diese nicht bei ihm gewesen seien, in welchem Falle er doch eine Antwort geben müßte. Diese Beunruhigung ließ im Laufe des folgenden Tages, also am Freitag, ihn schnell den Entschluß fassen, Eisenstadt zu verlassen und noch vor dem Eintritt des Sabbats langte er in Klein-Höflein an.

Im fürstlichen Palais wurde inzwischen die Tat entdeckt. Man suchte nach den Dieben und die Spuren derselben führten zur Ueberraschung aller in die Wohnung des Rabbiners. Als man diesen aufsuchen wollte, um von ihm Aufklärung zu verlangen, stellte es sich heraus, daß er auffälligerweise Eisenstadt an dem Tage verlassen hatte. Die Gemeinde sowohl wie der Fürst und die Beamten zweifelten keinen Augenblick daran, daß der Rabbiner in der Sache unschuldig sei, aber daß die Diebe ebenfalls bei ihm waren, konnte ihnen ebenfalls kein Zweifel sein. Besonders der Fürst wollte gern den Aufenthalt des Rabbiners kennen, um ihn zu versichern, daß er ihn für unschuldig halte. Rabbiner Meir soll das erfahren haben, konnte sich aber dennoch nicht zur Heimkehr entschließen, und zwar aus Furcht, daß er,

über Einzelheiten befragt, schließlich sein den Dieben gegebenes Versprechen zu brechen gezwungen werden könnte.

Nach vielen Monaten erst kam der wahre Sachverhalt zur Kenntnis des Fürsten. Einer von den Dieben war gefährlich erkrankt und legte seinem Geistlichen das Geständnis ab, er sei bei dem Diebstahl beteiligt gewesen und erklärte alle Einzelheiten des Vorfalles. Das wurde sofort dem Fürsten erzählt, der den Vorstehern der Gemeinde davon Mitteilung machte, und jetzt erst konnte Rabbiner Meir heimkehren, da erstens seine Unschuld sich klar vor aller Augen offenbarte, und er auch nicht mehr nötig hatte, eine Aussage über die Sache zu machen.

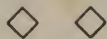
Bald nach seiner Rückkehr, er war in seine alte Heimat nach Schyblow gegangen, nahm er das begonnene Werk wieder auf und arbeitete rüstig an der vollkommenen Aufrichtung seiner Gemeinde fort; war die Gemeinde an Wohlstand und an Mitgliedern gewachsen, so sollte sie nun geistig erstarren und im Wege göttlicher Lehre erzogen werden.

Im Jahre 1733 erließ der Rabbi den weitbekannten „Cherem“, das ist das Verbot des Kartenspiels, das noch heute von den jüdischen Bewohnern innerhalb der Gemeinde Eisenstadts respektiert wird.

Sein schmuckloser Grabstein trägt die folgende knappe Inschrift: „Meir Aisch, Bezirksrabbiner, starb am Sonntag 7 Tage im Siwan. (1744).“



Das alte Siegel der Chevra Kadisha von Eisenstadt (2" s.).



Wieso die Elstern das Stehlen lernten.

Fabel von Ida Böck.

(Schluß.)

„Nun bist du aber beruhigt und hältst es nicht mehr für Diebstahl, wenn ich mir nehme, was ich glänzendes irgendwo finde,“ sagte die Elster. Das Männchen nickte und sah mit verträumten Augen zu Leas Gärtchen hinüber, aus dem die neue Glasugel funkelte.

Die jungen Elstern wuchsen und flogen und dachten an einen eigenen Herd. Sie hatten den Hang zum Glänzenden von der Mutter geerbt. Der Vater fragte: „Streitet ihr schon wieder? Deshalb streitet Ihr denn?“ Er sah nicht gut aus. „Natürlich wegen der Perlen und Knöpfe und des ganzen glitzernden Zeug. Weib, hättest du's doch nie in unser friedliches Haus ge-

bracht!“ Er war wirklich böse und schlug mit den Flügeln. Sein Schnabel zitterte. Das Weibchen sah gedrückt vor sich nieder. Ja, nun wußte sie's: Ihre Kinder waren wirkliche Diebe, welche sogar die eigene Mutter bestahlen. Sie trugen bald dieses, bald jenes Stück heimlich fort, um es später im eigenen Neste zu besitzen.

Chams kleiner Sohn trug an allem die Schuld. Durch ihn war in ihr die unglückselige Neigung erst entstanden, die jetzt in ihren Kindern als Leidenschaft fortlebte. Sie verbarg das Gesicht. „Weinst du?“ fragte der Elster traurig. Er ballte plötzlich die Fehen. Chams kleiner Sohn lief unten vorbei. Er hielt

die Hände gleich einem Schüsselnchen dicht an der Brust. „Du Dieb!“ schrie der Elster. „Du Dieb!“ Er begann heftig zu zittern, so erregt war er. Die Augen wurden blutunterlaufen. „Sei still!“ flüsterte das Weibchen mit bebender Stimme. „Was werde ich still sein! Er trägt Leas Spielzeug!“ kenchte der Elster. „Leas Spielzeug!“ wiederholte das Weibchen tonlos. Die Kinder stürzten heraus. „Weshalb schreit Vater?“ Chams jüngster Sohn lief noch immer.

Nun setzte er über den Graben und verschwand drüben im Wald. „Was trug der?“ fragte die jüngste Elster und sah bald auf die bebende Mutter und dann wieder zum zornigen Vater empor. Der rang nach Atem: „Der elende Dieb!“ stieß er heiser hervor. Die Kinder sahen sich an und dann wie auf Verabredung flogen sie alle geräuschlos zum Wald. Chams Jüngster sah und hörte sie nicht. Er kniete vor einem Grübchen auf blumigen Wandgrund. Langsam rieselten Steinchen und Plättchen durch den Spalt seiner lose gefalteten Hände hinab. Jetzt eines und wieder eins. Ganz sacht. Und jedem folgte der Knabe mit gierigem Augen und zählte dabei. Nun lagen sie alle im Grübchen.

Er warf sich flach auf die Erde, stützte das Kinn in die Hand und starrte hinein. „Diesmal findet euch niemand,“

sicherte er und schob die Lippen vor. „Das ist nun das fünfte Versteck. Du dumme Lea!“ Er lachte häßlich und riß mit den Zehen das Gras. „Was brauchst du derlei köstliche Dinge!“ Er lachte noch immer und stampfte die Erde. Eine Grimasse machte sein Antlitz abstoßend. Er grunzte. „Sie schelten mich, Dieb!“ Was liegt mir daran?“ Und er warf sich vergnügt herum und sprang auf. „Setz an die Arbeit.“ Er füllte rasch das Grübchen und deckte es mit üppigem Rasen. „Niemand kann etwas bemerken,“ nickte er und ging rings um den Platz. „Ich will gar bald kommen, um mich an dem Anblick zu weiden. Bin ich erst groß und habe mein eigenes Haus . . .“ Er schlug die Hände zusammen und drehte sich um seine Achse. „Dann muß ich nicht mehr in den Wald, kann diesen herrlichen Schatz daheim verbergen!“ Er hob die Hände und reckte sich.

Die jungen Elstern im dichten Gezweig rührten sich nicht. Nun ging er hin, der törichte Mensch, der Dieb. Sie lächelten und schwebten lautlos hinab. Bald war das Grübchen geleert. Die Diebe bestahlen blitzschnell den Dieb. Sie stahlen und lachten dazu, wie sie's von Chams häßlichem Sohne gesehen und seither ist alles was glänzt und gleißt, den diebischen Krallen der Elstern verfallen.



Mit dem Motorboot über das Tote Meer.

Seit kurzem durchfährt ein Motorboot die Fluten des Toten Meeres, und auf ihm hat jetzt der amerikanische Oberst Harald Shepstone eine Entdeckungsfahrt unternommen, von der er in einem fesselnden Aufsatz des „Wide World Magazine“ berichtet. Diese Fahrt brachte dem Amerikaner eine lange Kette von Ueberraschungen und angenehmen Enttäuschungen. Der Name Totes Meer weckt unwillkürlich graue Vorstellungen von einer trostlosen und eintönigen Land-

schaft, und dieses Vorurteil wird noch verstärkt durch die zahllosen Legenden, die noch heute unter den Bewohnern des heiligen Landes fortleben und dem berühmten Meere allerlei schlimme und verderbliche Mächte zuschreiben. In Jerusalem wird einem jeder Einheimische beispielsweise erzählen, daß es unmöglich ist, in den Fluten des Toten Meeres zu schwimmen, daß an den öden Ufern kein Tier leben, keine Pflanze sprießen, keine Blume blühen kann und daß jeder, der

länger als ein oder zwei Tage in der Nähe weilt, unfehlbar von einem schlimmen Fieber niedergeworfen wird.

Wie ganz anders aber stellt sich die Wirklichkeit diesen trüben Vorstellungen entgegen! Eine Landschaft von einzigartigem exotischem Zauber begrüßt die Reisenden, am Ufer zwischern die Vögel, heiße und kalte Wasserquellen rieseln und sprudeln, und eine üppige, gesunde Vegetation zieht den Blick auf sich. An dem Einfluß des Arnon (Mojeb), der einst die Landschaft Moab von Ammon trennte, öffnet sich eine herrliche Schlucht, die unzweifelhaft das schönste Landschaftsbild von ganz Palästina umschließt. Wohl 100 Meter hoch steigen die kaum 7 oder 8 Meter voneinander entfernten Felswände empor und zwischen ihnen rauschen und tosen die Wasser des Arnon. „Unmittelbar über der Schlucht erhebt sich eine seltsame Felsbildung aus hartem, versteinertem Salz, die von weitem wie die Gestalt einer Frau aussieht. Sie gilt bei den Einheimischen als Lots Weib. Und kaum 8 Meilen nördlich von dieser Stelle, am östlichen Ufer des Toten Meeres liegen die heißen Bäder von Kalirrhoe, die Herodes bei seiner letzten Krankheit in der Hoffnung auf Genesung aufsuchte. Noch ragen hier die Ueberreste der alten Bauten aus dem Boden.“

Diese einzigartige Vermählung biblischer Erinnerungen und einer reichen

und eigenartigen Naturschönheit würden die Ufer des Toten Meeres längst zu einem vielbesuchten Badestrand gemacht haben, wenn eine andere Regierung als die türkische über dies reiche und schöne Land zu gebieten hätte. Denn das Wasser des Toten Meeres ist bekanntlich das salzreichste der ganzen Erde, und nach Shepstones Ansicht wohnen ihm zweifellos Heilwirkungen inne, die einer wissenschaftlichen Erforschung wert wären. Er hat mit seinen Gefährten täglich im Toten Meere gebadet; die Dichtigkeit des Wassers erschwert zwar des Schwimmen, aber das Bad ist ungewöhnlich erfrischend. Das hohe spezifische Gewicht dieses Wassers ist sogar größer als das des menschlichen Körpers, so daß Nichtschwimmer nicht untergehen, sondern an der Oberfläche treiben. Man muß freilich darauf achten, kein Wasser ins Auge zu bekommen.

Besonders interessant ist die Feststellung des Amerikaners, nach der, im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen, der Wasserstand des Toten Meeres nicht abnimmt, sondern wächst; in jahrhundertelanger, stiller Arbeit dehnen die Fluten ihr Reich aus und Inseln und Küstenstreifen, die noch vor 30 Jahren hoch über die Fluten emporragten, sind heute von den Wellen verschlungen und nur die Spitzen und oberen Nester der vom Wasser begrabenen Bäume erzählen von diesem vom Toten Meer verschlungenen Lande.



Unsere Nase als Wächter der Gesundheit.

Von Dr. Otto Gottschilf.

(Nachdruck verboten.)

Die Nase als Behausung des Geruchsvermögens beeinflusst zunächst nicht unwesentlich das Wohlbehagen und die Stimmung des Menschen. Angenehme Gerüche stimmen uns im allgemeinen heiter, unangenehme dagegen mißmutig. Steigt uns der Duft eines Bratens, das Aroma einer Frucht, das Bouquet eines feinen Weines in die Nase, so

brauchen wir nicht gerade Feinschmecker zu sein, um ein gewisses Wohlbehagen zu empfinden, welches wir gewöhnlich auch äußerlich dadurch kund geben, daß wir durch schnelleres Einatmen, Schnüffeln oder Schnupfern möglichst viel von den Riechstoffen unserm Geruchsorgane zuzuführen. Dringt aber in unsere Nase ein unangenehmer Geruch, ein Gestank,

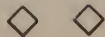
so wenden wir uns mit Ekel ab, rümpfen die Nase oder halten sie zu. Riechen wir an Salmiakgeist, Schwefelwasserstoffgas oder anderen scharfen Chemikalien, so merken wir auch, daß die riechenden Substanzen unmittelbar auf Blut und Nerven einwirken, denn die Augen „gehen einem über“, der Atem vergeht und sogar das Bewußtsein kann zeitweise schwinden. Deshalb atmeten von jeher in heilender Absicht zartbesaitete Naturen gewisse Riechstoffe, sogenannte Essenzen, ein, bevor sie in Ohnmacht fallen wollten.

Inbezug auf die Gesundheit spielt aber im täglichen Leben unser Geruchsorgan eine noch viel wichtigere Rolle. Gehen wir an trockenen Tagen auf staubigen Wegen spazieren, so sehen wir alsbald beim Schnauben der Nase an dem schwärzlich gefärbten Schleime, welcher eine große Menge Staub und Schmutz unsere Nasenschleimhaut aus der eingeatmeten Luft aufgefangen hat. Dadurch ist unsere Lunge vor dem Eindringen jener vielfach so scharfen und spitzigen Körperchen bewahrt worden, welche die feinen Lungenbläschen leicht wie Glassplitter verletzen und außer Blutungen namentlich „trockenen“ Husten hervorrufen. Gelingt es aber wirklich einmal einem Körperchen, durch die Nase tiefer in die Luftwege einzudringen, dann entsteht sofort ein heftiges Niesen, und mit Explosionskraft wird der Eindringling herausgeschleudert. Auch wenn die Hausfrau mit Staubwischen oder Reinemachen beschäftigt war, oder der Hausherr in seinem Gärtchen herumgewirtschaftet hat, beweist nachher das Taschentuch, welche wichtige Rolle die Nase als Staubfänger spielt. Im Winter hingegen würde die kalte, raue Luft, wenn sie direkt in Hals und Lunge käme, oft schwere Erkrankungen hervorrufen. Aber auf ihrem verhältnismäßig weiten Wege durch all die Windungen und Muskeln der innern Nase wird sie genügend erwärmt, und verliert somit ihre Schädlichkeit. Bei sehr

strenger Kälte tritt dann auch eine schnellere Schleimabsonderung ein, — wir müssen häufiger das Taschentuch in Gebrauch nehmen, — so daß die erkaltende Flüssigkeit immer wieder durch blutwarme rasch ersetzt und die eindringende Luft genügend erwärmt wird. Es ist daher namentlich im Winter von größter Wichtigkeit, stets durch die Nase und nicht durch den Mund zu atmen. So mancher gefährliche Hals- und Lungenkatarrh wird dadurch vermieden. Die Nase erweist also unseren Lungen den wichtigen Dienst, die schädliche, trockene, unreine oder kalte Beschaffenheit der Einatemungsluft in eine vollkommen gesunde zu verwandeln. Dabei werden auch etwa eingedrungene krankheitsregende Bakterien von der Schleimhaut am weiteren Vordringen in den Körper verhindert und nachher weggeschwemmt oder beim Niesen herausgeschleudert.

Aber die Tätigkeit unserer Nase als Hüter der Gesundheit reicht noch weiter. Wenn man einem ruhig atmenden Tiere, z. B. Kaninchen, eine scharf riechende Flüssigkeit, wie Aether oder Ammoniak, vor die Nase hält, so verengern sich in demselben Momente die Nasenlöcher, die Brust zieht sich plötzlich zusammen, die Atmung hört auf, die Luftröhre schließt sich fest zu und der Herzschlag setzt aus. Dies alles dauert aber nur wenige Sekunden. Alsbald treten Atmung und Herzschlag wieder in Tätigkeit, zuerst allerdings sehr langsam, aber allmählich gehen sie zu normaler Regelmäßigkeit über. Wodurch und weshalb werden nun all diese Erscheinungen hervorgerufen? In dem Augenblick, wo das giftige Gas mit der Nasenschleimhaut in Berührung kam, wurden von hier aus durch Reflexwirkung gleichfalls Warnungssignale nach dem Nervenzentrum der Atmung und Herztätigkeit abgegeben, die Luftröhre wurde sofort geschlossen und die Atmung unterbrochen, damit das schädliche Gas nicht eindringen konnte.

(Schluß folgt.)



Bunt Uebersetzen.

הואב והעז.

קרוב לרפת ואב טורף
מביט סביב' עומד אורב
מביט בדלת שם, רואה
פרה שמנה, גם עז וישה.

אף עז קוראה: מהמה! מהמה!
מהר ובא, אדון רועה!
מהמה! מהר! כי חנה בא
הואב הרע, הואב הרע!

מהמה! מהמה — וברנע חיש
שמע ובא שם רועה-איש.
מהר הואב, מהר וברח!
הרועה בא — מטחו יד (יכה).

המזמר הקטן

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 16 lautet:

Gestern war der sechste im Monat und morgen wird der achte sein. Heute ist der siebente in der Woche, es ist Sabbathtag. Wem gehört das neunte Buch? Wem die zehnte Kuh? Wie viel Stunden sind am Tage? Und wie viel Tage in der Woche? Wir sind die ersten und ihr seid die letzten.

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 16:

Rebus: Pentateuch.

1. Rätsel: Spiegel. — Hebräisches Rätsel: Jehuda Halevi.
Geographisches Rätsel: Lima. Isar. Main. Arno.

Rätsel.

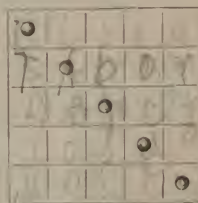
Rätsel:

Dein kluger Verstand
Mit kundiger Hand
Den Namen eines Monates herstellt
Aus den Buchstaben, die das Wort „Jeu“ enthält.
In jedem Tag des Monates kündigt schon
Die Synagoge morgens und abends in Schall und Ton,
Daß bald ein hehres Fest wird kommen
Der Judenheit zu Nutz und Frommen;
In des Monats letzte Woche sogar
Verrichtet Bußgebete die fromme Peterschar.
Unsere Kleinen erlaube mir zu bitten
In einem Reim unbestritten
Des Rätsels Lösung zu kleiden,
Nennet mich darob nicht unbescheiden.
Wer zu seinem Ruhm und Preis
Das zustande bringt aus dem Rätsellöser-Kreis,
Dessen Namen sollen, so ihn „Jung Juda“ wird anführen,
2 Sternchen (**) wie einen Orden zieren.
Beteiligt euch, liebe Kinder, in großer Zahl
An das Rätsels Lösung allzumal,
Sendet der hübschen Lösungsreime recht viel,
Wer gut zielt, trifft das Ziel.

Gottlieb König.

Die besten Reime werden im nächsten Hefte veröffentlicht.

1. Fluß in Italien.
2. Berg im heiligen Land.
3. Lots Nachkommen.
4. Jünger Moses.
5. Israels großer Lehrer.



Die Buchstaben in der Diagonale sollen bei richtiger Lösung den Namen eines jüdischen Monates ergeben.

Ich bin ein stiller, fleißiger Mann,
Den niemand gut entbehren kann,
Ich bin's, ob spöttisch mancher lacht,
Der viele erst zu Menschen macht.
Nimmst du von vorn drei Zeichen mir,
Dann freue ich mich nicht mit dir,
Dann gönn' ich dir nicht Glück noch Lust,
Denn Mißgunst wohnt in meiner Brust.